Den getrennten Räumen des Hauses entspricht das Familienleben. Gemeinsame Mahlzeiten kennt man nicht, denn die Frau darf nicht mit dem Eheherrn zusammen essen. Speist er im Selamlik, so wird er von seinen Dienern bedient, speist er im Harem, so wartet ihm die Frau auf. Die Tagesstunden im Harem werden ausgefüllt durch Träumen, Besorgung der Toilette — in Konstantinopel fast allgemein bereits nach Pariser Mode —, durch Kinderpflege und wohl auch ab und zu durch weibliche Handarbeiten, z. B. Sticken von Tüchern und Schleiern, die man, wenn man es „nöthig hat“, durch Vermittelung von Trödlerinnen dann verkaufen läßt. Häufig giebt's Besuch im Harem. Dann wird die Zeit durch Essen, Rauchen, und comme chez nous, durch Klatsch und Kaffeetrinken todtgeschlagen. Das Unterhaltungsthema ist meist im höchsten Grade frivol und wird in geradezu verblüffend ungezwungener Weise behandelt.

Bei frommen Leuten giebt's wohl auch eine „Katme“, Rezitation von Koranversen, oder eine „Zikr“, unzählige Wiederholung des Namens Gottes und des Bekenntnisses seiner Einheit.

Es fehlt den Damen des Harems wohl nicht an jeder äußeren Bequemlichkeit, harte Arbeiten haben sie nicht zu verrichten, da der wohlhabende Hausherr „seinen Frauen“ eine genügende Anzahl von Sklavinnen hält. Dagegen haben die Frauen der unteren Klassen und auf dem Lande meist ein recht mühseliges Leben. Sie bereiten den Männern das Essen, schleppen Holz und Wasser herbei, waschen die Wäsche, arbeiten auf dem Felde, kurz, sie bestellen Haus und Hof allein, während ihre Männer zumeist dem Müßiggang fröhnen.

Bei beiden wird die geistige Ausbildung des Weibes vollständig vernachlässigt. Die Frauen, die lesen und schreiben können, sind leicht zu zählen, und es kann eben nicht weiter befremden, daß sie auch moralisch auf sehr tiefer Stufe stehen.

Auch auf die Männerwelt wirkt die Trennung der Geschlechter nicht minder verderblich. Die Männergesellschaften sind langweilig, und der Ton, der da herrscht, spottet jeden Anstandes.

Ebenso nachtheilig ist die Einrichtung des in zwei Hälften getrennten Familienlebens für die Erziehung der Kinder. Bis ungefähr zum zwölften Jahre bleibt der Knabe im „Harem“, wo er, unzähligen schädlichen Einflüssen preisgegeben, wenig Gutes lernt. Verkehrt er daselbst doch nur mit ungebildeten, abergläubischen und entarteten Weibern, welche für seine geistige Ausbildung nichts zu leisten vermögen.

Selbst da, wo es scheinen möchte, daß man auch höhere Interessen kennt, ist es mit der Sittlichkeit recht übel bestellt. Die wissenschaftlich oder künstlerisch gebildeten Frauen — allerdings giebt es deren, wenn auch nicht gerade viele — der höchsten Stände setzen sich zumeist nicht minder über weibliche Zucht und Sitte ganz hinweg. In ihren Worten und Liedern herrscht ein unglaublich frivoler Ton, und aus ihren unerlaubten Beziehungen machen sie gar kein Hehl.

Junge, zwölf bis dreizehnjährige Tscherkessenmädchen werden in Konstantinopel noch immer zu hohen Preisen verkauft. Gekauft werden sie zunächst von Frauen, die sich dem Geschäfte der Sklavendressur widmen. Bei diesen werden sie in Toilettekünsten, im Serviren, Schnapsgläschenüberreichen, im Tanz und Gesang, im Tambourin- und Castagnettenspiel, neuerdings auch im Klavierspiel unterrichtet, um nach zwei bis drei Jahren zum vierfachen Preise an die eigentlichen „Konsumenten“ weiter verkauft zu werden. Die meisten kommen dann in die Harems der höheren Klassen. Wird eine solche Sklavin als Frau oder Odaliske von einem höheren Beamten oder Offizier erstanden, so führt sie eine Zeit lang ein Leben voller Wonne. Sie wird reich gekleidet, mit reichem Schmuck ausgestattet und mit allem möglichen Luxus umgeben. Doch das Glück ist nicht von Dauer, über kurz oder lang wird sie durch eine neue strahlende Erscheinung auf der Bildfläche des Harems verdrängt und zunächst auf den zweiten Rang herabgedrängt. Die nun mächtigere, eifersüchtige Rivalin quält und demüthigt sie auf jede erdenkliche Weise. Oft wird sie auch weiterverkauft — „mit Schaden“ natürlich. Dann fällt sie gewöhnlich einem verliebten Alten oder einer gewerbsmäßigen Kupplerin in die Hände. Manchmal wird sie auch freigelassen und nolens volens mit einem armen Manne verheirathet, der ihr von den Bequemlichkeiten, die sie von Jugend auf gewohnt war, nichts bieten kann.

Auch schöne Knaben werden von Paschas und Prinzen gern gekauft und ihrem Harem einverleibt; angeblich als Gespielen für ihre Söhne. Mancher berühmt gewordene Staatsmann hat seine Laufbahn als „Page“ oder „Gespiele“ im Hause eines hochgestellten Türken begonnen.

Das Gesetz des Korans verbietet wohl, Gläubige zu Sklaven zu machen, aber, „die Sünden fallen auf das Haupt des Verkäufers!“ spricht der fromme Moslim. Wo die Haremsgesetze herrschen, sind Sklaven eben unentbehrlich. Mögen immerhin mohamedanische Herrscher, sei es aus eigener Einsicht und Humanität, sei es unter dem Drucke der europäischen Regierungen, die Sklaverei für abgeschafft erklären, ihre Unterthanen sehen sich dadurch in ihren angestammten, vermeintlichen Rechten verkürzt und werden darum das Regierungsverbot immer zu umgehen suchen.

In den ersten Zeiten des Islam erschien den Arabern eine möglichst starke Vermehrung ihrer Familien wünschenswerth, da man „die Welt“ zu beherrschen hatte und dazu vieler Leute bedurfte. Eine zahlreiche Familie zu erhalten, hatte nicht die mindeste Schwierigkeit, weil die Reichthümer der alten Kulturländer den Eroberern zur Verfügung standen. Je größerer Werth aber auf die Zahl gelegt wurde, desto weniger Aufmerksamkeit konnte man dem Adel der Race schenken; die edlen Araberinnen wurden nicht mehr gesucht, man lernte die Reize der ausländischen, im Osten besonders die der türkischen Sklavinnen würdigen. So aber gingen die Reinheit der Race und der arabische Stammesgeist verloren, und das Familienleben wurde großentheils zu Grunde gerichtet. Das Haremsleben mit all seinen Schattenseiten entwickelte sich nunmehr, und das um so rascher, als der Koran es begünstigte. In den Häusern der Vornehmen wuchsen zwanzig, dreißig und mehr Söhne, daneben ungezählte Töchter auf, und da der Vater um die vielen Kinder sich nicht kümmern konnte, waren diese den Einflüssen ihrer meist ganz ungebildeten Mütter preisgegeben, deren Leben und Streben in Intriguen und Sinnengenuß aufging. Sie sehen da das ganze leichtfertige, sittenlose Leben mit an, das im Harem herrscht, nehmen frühzeitig Theil an den Intriguen, die eine Frau gegen die andere, und alle zusammen wieder gegen den Herrn des Hauses anzetteln, weil sie alle triftige Gründe zur Unzufriedenheit mit ihm zu haben vermeinen. Ihre Phantasie wird erregt und verdorben durch die rücksichtslose Art, wie verschiedene bedenkliche Geheimnisse von ihnen besprochen werden. So wuchs ein Geschlecht heran, das, allen höheren Interessen fremd, nur in den Freuden des Harems, und als diese nicht mehr genügten, in noch anderen, hier unnennbaren „Geschmacksverirrungen“ Befriedigung suchte. Es kamen im Harem, wo der unsittliche Ton an der Tagesordnung ist, zahllose unerlaubte Beziehungen zu Stande. Da der Hausherr, wenn etwas davon offenkundig wird, oft mit blutiger Strenge die Fehler bestraft, die offenkundig zu begehen er selbst nur das Recht zu haben glaubt, nimmt man seine Zuflucht zur Unnatur; der Harem wird zur Brutstätte aller unnatürlichen Laster. Schon zu Harun-al-Raschids Zeiten waren diese Dinge in Bagdad und allen Großstädten des Reiches allgemein verbreitet. Ursprünglich stand Steinigung darauf, später hielt man Peitschenhiebe für ausreichend, heute hat das neue türkische Strafgesetzbuch gar keinen diesbezüglichen Paragraphen mehr aufzuweisen. Und was nicht verboten ist, kann demnach eben nur gestattet sein.

Man kann wohl füglich annehmen, daß der Prophet derartige Verhältnisse nicht gewollt hat. Die altarabischen Sitten, die gewiß nicht bessere waren, sind im Laufe der Zeit durch fremde, hauptsächlich persische und byzantinische Einflüsse verdorben worden.

Nichtsdestoweniger fanden sich zu jeder Zeit und finden sich auch gegenwärtig Beispiele echten Familienlebens und einer würdigen Stellung des Weibes innerhalb desselben bei den islamitischen Völkern. Die besseren Türken — das sind in diesem Sinne aber keineswegs immer die größten Herren — halten es für einen Skandal, mehr als eine Frau zu haben oder diese mehrmals gegen eine andere zu vertauschen. Unter diesen giebt es sogar auch ebenso klägliche Pantoffelhelden wie unter uns Abendländern.

Sehr häufig sind — namentlich bei den Arabern — die vom Koran empfohlenen Ehen zwischen Geschwisterkindern. Auch diese sind in der Regel dauernd, theils, weil man mit durch die Bande des Blutes sich gebunden fühlt, theils weil die Eheleute gewöhnlich als Kinder bereits sich kennen gelernt haben und mit einander aufgewachsen sind.

In den ersten Jahrhunderten der Hedschra bereits gab es bei den Arabern manch edle Frau, die ihrem Mann als ebenbürtige Gefährtin zur Seite stand. Noch jetzt schwört der Araber einen hohen Eid bei der Ehre seines Weibes.

Der Propheten Wittwen standen nach dessen Tode in hohem Ansehen. Aïscha ließ sich auf einem Kameel mitten ins Schlachtgewühl führen und feuerte durch Zurufe die Streiter zur Tapferkeit an. Dies thun auch heute noch die Frauen und Töchter arabischer Emire. Die Frauen der höheren Stände bewegten sich zur Zeit der Omaijaden und ersten Abbaciden sehr frei. Ohne Anstoß zu erregen, empfangen sie in ihren Gemächern fremde, männliche Besucher. Sie verkehren mit Dichtern, Sängern und Gelehrten und spielen in der Politik zuweilen selbst eine bedeutende Rolle. Der edle Araber wählt seine Gattin nur aus edlem Geschlecht. Mit Wissenschaft und Dichtkunst sehen wir viele Frauen sich beschäftigen, an den Hochschulen des Westens wie des Ostens finden wir zum Theil in ziemlich später Zeit Professorinnen. Im zwölften Jahrhundert lehrte Schohda, „der Stolz der Frauen,“ zu Bagdad im eigenen Hause, vor einer zahlreichen Hörerschaft, und zu Damaskus trägt noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine Frau, „die Meisterin der Juristen“, ein staatsrechtliches Werk vor. Und ihre Männer hatten nichts dagegen.

Zur Zeit Harun-al-Raschids singt ein Dichter:

„Nach der Herrin meines Hauses
Währt schon lang mein Grämen;
Wüßt' ich nur, ob je die Trennung
Soll ein Ende nehmen!
Ach, für sie entsagt' ich gerne,
Allen Diademen!“

Auch in „Tausend und eine Nacht“ finden sich noch Spuren ähnlicher Verhältnisse. Sie sind ein Ausfluß des Geistes, der in den adeligen Familien der Araber lebte und noch immer fortlebt. In der Hamâsa, einer bekannten arabischen Liedersammlung, begegnen wir zahlreichen Beispielen tief empfundener Frauenliebe. Nicht äußerliche Schönheit allein, auch der Weiber Sittsamkeit und innerer Seelenadel werden gefeiert. Ein alter arabischer Schriftsteller sagt: „Der echte Araber hat nur eine Geliebte, und von der läßt er nicht ab bis zum Tode, und dasselbe gilt von ihr.“ Lange noch blieb in den Kreisen der arabischen Aristokratie dem Weibe eine höhere und freiere Stellung, als sie der namentlich später von den Türken vertretene Islam ihm zugestehen wollte. Namentlich der Einfluß der strenggläubigen Geistlichkeit war unausgesetzt eifrig bemüht, das Weib den Gesetzen des Korans gemäß in seiner sozialen Stellung immer mehr herunterzusetzen, und es ist ihm auch gelungen.

An der Schwelle.*)

Dichtung in Prosa

von

Iwan Turgenjew.

[Nachdruck verboten.]

Vor mir ein ungeheures Gebäude. In der Vorderwand steht die schmale Thüre offen; hinter der Thüre undurchdringliche Finsterniß. Vor der hohen Schwelle steht ein Mädchen .... ein russisches Mädchen.

Frost athmet dies tiefe Dunkel, und mit dem kalten Hauch dringt aus der Tiefe des Gebäudes eine langsame, dumpfe Stimme.

„Oh Du, die Du wünschest über diese Schwelle zu treten, weißt Du denn, was Dich dort erwartet?“

„Ich weiß es!“ antwortete das Mädchen.

„Kälte, Hunger, Haß, Spott, Verachtung, Kränkung, Gefängniß, Krankheit, ja selbst der Tod?“

„Ich weiß es!“

„Völlige Entfremdung, Einsamkeit!“

„Ich weiß es! ... ich bin bereit! Ich werde alle Leiden, alle Schläge ertragen!“

„Und nicht nur von Feinden, sondern auch von Verwandten, von Freunden?“

„Ja! .... auch von diesen!“

„Gut! Bist Du auch zu einem Opfer bereit?“

„Ja!“

„Zu einem namenlosen Opfer? Du wirst zu Grunde gehen, und Niemand wird wissen, wessen Gedächtniß er ehrt!“

„Ich brauche weder Dankbarkeit noch Mitleid. Ich brauche nicht den Namen!“

„Bist Du auch ... zu Verbrechen bereit.“

Das Mädchen ließ den Kopf sinken.

„Auch zu Verbrechen ....“

Die Stimme fragte eine Zeit lang nicht wieder.

„Weiß Du auch,“ sprach sie endlich, „daß Du an all das, woran Du jetzt glaubst, den Glauben verlieren kannst? Daß Du einst einsehen kannst, daß Du Dich getäuscht und Dein junges Leben umsonst zu Grunde gerichtet hast?“

„Ich weiß auch dies! und doch will ich eintreten!“

„Tritt ein!“ —

Das Mädchen trat über die Schwelle, und der schwere Vorhang schloß sich hinter ihr.

„Wahnwitzige!“ verwünschte sie Jemand.

„Heilige!“ erwiederte eine Stimme, man wußte nicht, woher.

*) Es ist vielfach behauptet worden, daß Turgenjew nahe Beziehungen zum Nihilismus unterhielt. Die nihilistische revolutionäre Zeitschrift „Messager de la volonté du peuple“, die seit dem Jahre 1884 in Genf erscheint, veröffentlichte in einem ihrer ersten Hefte diese in Deutschland unbekannt gebliebene Dichtung. Dieselbe ist für die Stellung Turgenjews zum Nihilismus bezeichnend. D. Uebersetzer.

---

namentlich Kulturinteressen — in Italien in mancher Beziehung besser stehen. Wir sprechen hier nicht von der leider Gottes einmal schwer zu verkleisternden gesellschaftlichen Zerrissenheit gewisser Kolonien und nicht zum Mindesten gerade der Römischen; nicht von den Deutschen „erster“ und „zweiter“ Klasse, welche — und hier wird die Sache schon weit ernster! — niemals das geringste nationale Band, das noch so bescheidenste patriotische Gedenkheft vereinigt, wie dies z. B. bei den italienischen Kolonien im Auslande stets so glänzend der Fall ist. Wir sprechen auch nicht davon, was zur Belebung deutschen Gemeingeistes, zur Annäherung zwischen Reichsbürgern mit und ohne Schwalbenschwanz im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes geschehen könnte und nicht geschieht; auch nicht von dem gänzlichen Mangel eines deutschen Unterstützungsvereins in Rom. Um hier eine Besserung herbeizuführen, fehlt es leider an der Initiative und — wie es scheint — auch am Willen. Sintemalen und alldieweilen unsere hier so zahlreichen „großen Geister“ — in Rom wird man ja so leicht zum „großen Geist“, man braucht ja nur ein wenig den „Mäcen“ zu spielen — viel Wichtigeres zu thun haben, als sich um die ... „Kanaille“ zu kümmern, die zufällig deutsch redet und deutschen Ursprungs ist.

Werfen wir also einen Blick auf die intellektuellen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien, soweit der in Rom lebende Schreiber dieses — der bezüglich der anderen Städte natürlich aus zweiter Quelle schöpft — sich ein Urtheil darüber zu bilden vermag. Als hauptsächlichstes kulturell-nationales Bindemittel sind natürlich die deutschen Gemeinden und ihre Schulen zu betrachten. Solche, übrigens durchweg evangelische Gemeinden (der deutsche Katholik geht meist willen- und widerstandslos im katholischen Italienerthum auf) bestehen in Ancona, Bari, Bergamo, Bologna, Florenz, Genua, Livorno, Mailand, Messina, Neapel, Palermo, Rom, San Remo, Venedig; ferner drei sogenannte Kurgemeinden in Bordighera, Gardone, Pallanza.

Fast alle diese Gemeinden verfügen über mehr oder minder regelmäßigen deutschen Gottesdienst und viele davon (Ancona, Bari, Florenz, Genua, Livorno, Mailand, Neapel, Palermo, Rom) über eigene deutsche Schulen; Florenz besitzt sogar deren zwei. Was nun den allgemeinen Charakter dieser Schulen anbetrifft, so sind Leiter und Lehrer allerdings durchweg Protestanten, die Schüler jedoch — dank der entschieden paritätischen Natur der Lehranstalten — sowohl Kinder protestantischer, als katholischer und israelitischer Familien; ja in Rom ist die von dem hochverdienten, jetzt leider geschiedenen Botschaftspastor Lic. Rönneke begründete Schule sogar, trotz aller klerikalen Machinationen, von zwei Dritteln katholischer gegen ein Drittel protestantischer Kinder besucht. Ein Umstand, der wohl mehr als alles Andere für die treffliche Leitung und die allgemeine Güte dieser wie der anderen deutschen Lehranstalten in Italien spricht.

Leider stellen sich, im Gegensatz z. B. zu Neapel, einer gedeihlichen Entwickelung gerade der Schule, welche die wichtigste, bedeutendste und erste sein sollte, d. h. der Römischen, fortwährend die größten Schwierigkeiten in den Weg. Die Schule in Neapel wird von circa 180 Kindern besucht und durch reiche Stiftungen, Geldgeschenke und große pekuniäre Opfer der Kolonie unterhalten. Die Schule in Rom dagegen ist ganz auf eigene Füße gestellt, und man hat ihr sogar seit vier Jahren die von der Regierung bis dahin gewährte Jahressubvention von 1000 Fr. entzogen, weil — so soll, laut guten Quellen, die betreffende Entscheidung motivirt gewesen sein — „weil man in der deutschen Schule in Rom keine Förderung eines nationalen Nutzens erblicken könne.“ (!!)

Wie dies ungeheuerliche Attentat gegen ein trefflich funktionirendes, von Herrn v. Keudell eifrigst gefördertes und von zwei Lehrern, einem ständigen und einem Hilfslehrer, geleitetes Institut ins Werk gesetzt werden konnte, darüber ließe sich gar Vieles erzählen, und nicht Alles würde vielleicht im Palazzo Caffarello angenehm berühren. Das aber ist ganz entschieden zu betonen, daß die Sache mit dem jetzigen Botschafter Herrn v. Solms in keiner Weise zu schaffen hat, sondern genau in das zwischen dem Rücktritt v. Keudells und der Ankunft des Grafen Solms liegende Interregnum fällt. Die Herren, die in dieser Zeit vorübergehend am Ruder waren, und denen vermuthlich ein klares Verständniß für den nationalen Nutzen einer deutschen Schule abging, wußten die Gründung Pastor Rönnekes in Berlin so darzustellen, daß zur Verblüffung Aller der bewußte Schritt erfolgte. Als Graf Solms, der sich zu einer Befehdung der im Botschaftspalais untergebrachten Schule sicher niemals hergegeben hätte, in Rom eintraf, war das Unheil bereits geschehen, was den Botschafter aber nicht abhielt, der Schule, entgegen einer gewissen Strömung, das Lokal im Palazzo Caffarelli nach wie vor zu lassen und das Institut auch weiter zu protegiren, soweit dies noch möglich war resp. ist. Freilich lag nun auf den Schultern des muthigen Gründers der deutschen Schule eine fast unerträgliche Last; ohne Subvention vom Reiche, ohne einen Heller Unterstützung seitens der Kolonie (!!), ohne die geringste Stiftung und mit einer Schaar von Kindern, deren Mehrzahl sogar nicht einmal das Schulgeld (10 Francs pro Monat) zu erschwingen vermochte — so hieß es, die von der Kolonie selbst vielfach angefeindete und im Stich gelassene Schule über Wasser zu halten.

Und sie ward über Wasser gehalten, dank der opferfreudigen, nimmer müden Thätigkeit Rönneckes — der sich, wie irgend Einer um das Deutschthum in Italien wohl verdient gemacht hat — dank der harten Arbeit des an patriotische Ideale glaubenden Lehrers Clooß, der jetzt, nachdem auch der Hilfslehrer entlassen werden mußte, ganz allein die verschiedenen Knaben- und Mädchenklassen unterrichtet, überwacht und leitet; dank endlich dem Gustav-Adolf-Verein, der zum Theil in die Bresche sprang, die Regierung und Kolonie offen ließen. Daß gerade die letztere keinen Sinn für die Erhaltung einer deutschen Schule in Rom besitzt, ist ebenso traurig wie daraus erklärlich, was wir zu Anfang unseres Artikels über den unseligen Kastengeist und die leidige Indifferenz des „high-life“ gesagt. Die sogenannten „besseren Familien“ halten sich, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, fast ostentativ von der deutschen Schule zurück, weil dieselbe ihnen zu „demokratisch“, zu „gemischt“, zu sehr mit ärmeren Kindern durchsetzt ist. Und man ist aristokratisch in Rom — noch aristokratischer sogar als patriotisch.

Da zieht man also vor, seine Kleinen — die meist aufwachsen, ohne eine Wort Deutsch zu verstehen — in eine italienische Privatschule zu schicken, und wäre es auch zu den „Soeurs“. Nur sollen die lieben, feinen Göhren nicht in Berührung mit den deutschen „Proletarier-Kindern“ kommen, die — fi donc! — die Frechheit haben, sich im stolzen Botschaftspalast breit zu machen. Andere Eltern sind übrigens im Stande, sich Gouvernanten und Hauslehrer zu leisten; noch andere, katholische, lassen sich durch den jesuitischen Monsignore beeinflussen, der eigens dazu da ist, in den deutschen Familien umherzuwandern und gegen die „Ketzerschule“ zu hetzen. Endlich fehlt — last not least — nicht die eigenthümliche Verranntheit gewisser Schweizerfamilien, die trotz ihres stark prononcirten Protestantismus und ihrer naturwüchsig demokratischen Lebensanschauung ihre Kinder nur deshalb nicht nach dem Kapitol schicken, weil sie dort ja — horribile dictu! — „verpreußt“ werden könnten! Daß übrigens auch die Entfernung des Palazzo Caffarelli vom eigentlichen Centrum der Stadt und von den neuen Quartieren sowie die mangelhaften Omnibusverbindungen dem Besuch der deutschen Schule Eintrag thun, sei nicht vergessen.

Das Bild, wenigstens der Römischen Schulverhältnisse, ist also keineswegs erbaulich und noch weniger schmeichelhaft für die deutsche Kolonie, der — was wir von Herzen bedauern — ein schwerer Mangel an patriotischem Bewußtsein oder vielmehr patriotischer Bethätigung zur Last zu legen ist. — Ueber weitere wunde und nicht wunde Punkte der italienischen Kolonie ein ander Mal, heute aber sprechen wir zum Schlusse nur den Wunsch, ja, die feste Hoffnung aus, daß es dem Grafen Solms vergönnt sein möge, die nach dem Abgang ihres Gründers jetzt doppelt gefährdete deutsche Schule zu retten und die maßgebenden Kreise in Berlin zur weiteren Unterstützung eines Instituts zu bewegen, das einzig und allein vaterländischen Interessen gedient hat und dienen wird!

Verantwortl. Redakteur: Fr. Harich in Berlin. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.